

Rede Petersberg / 11. März 2010

Herr Ministerpräsident, meine Damen und Herren,

„Sie kommen vom Fernsehen, welch' ein Zufall. Auch ich war immer schon Fernseher“ - mit diesen Worten begrüßte vor gut einem halben Jahrhundert der Schriftsteller Alfred Kubin einen Kollegen von mir, der ihn aufsuchte, um einen Film über ihn zu drehen. Der freundliche Pfarrer, der die Begegnung vermittelt hatte, korrigierte sofort leise: „Herr Kubin weiß eigentlich gar nicht so genau, was Fernsehen ist.“

Aber der über Achtzigjährige beharrte: „Ich war immer ein Fern - seher. Ich habe ins Weite geschaut - und was dahinter ist.“ Ein freundlicher Hinweis, dass da einer in Eigenleistung erbracht hatte, was er für die Aufgabe des Fernsehens hielt.

Nun hat das Fernsehen bekanntlich das Fern - sehen nicht erfunden. Es hat sich nicht einmal darum bemüht. Vielleicht ist das auch gar nicht seine Aufgabe.

Trotzdem ist mir der Satz des alten Herrn nicht aus dem Kopf gegangen: „Ich war immer schon Fern - seher. Ich habe ins Weite geschaut - und was dahinter ist.“

Die Welt ist aus den Fugen; die Gesellschaft hat ihre Mitte verloren, und im Fernsehen scheint belanglose Zerstreung Hochkonjunktur zu haben. Die Zuschauer entscheiden sich dafür und schalten ein. Manchmal schimpfen sie über den Mist und schalten dann trotzdem ein.

Dem Abbild einer immer komplizierteren Wirklichkeit entziehen sich augenscheinlich viele Zuschauer durch eine Flucht in eine TV-Traumwelt. Das ist ihr gutes Recht. Bleibt abzuwarten, ob sie in den gegenwärtigen Krisenzeiten nach noch mehr Betäubung verlangen oder irgendwann die Umkehr erzwingen.

Als ich diesen Text notierte, wurde mir klar, wie schwer es ist, über die eigene Arbeit zu berichten und sie zu beschreiben. Das hat etwas so peinlich Indiskretes, wie in aller Öffentlichkeit von einer stürmischen, von heftigen Krisen geschüttelten, aber dennoch großen Liebe zu sprechen.

Zumal diese Arbeit ja eigentlich ein ganz nutzloses Tun ist - allerdings zwingend und beglückend dann, wenn sie etwas zu erzählen vermag vom Wesen des Menschen und seiner ganz persönlichen, kleinen Welt.

Wo immer menschliches Bemühen im Spiel mündet - ob auf dem Theater, im Film oder Fernsehen - beginnen Magie, Beschwörung und Verzauberung. Andere folgen dem Spiel, es bannt ihr Interesse und zwingt sie, wenn es denn gelingt, zur innigsten Anteilnahme. Die Zuschauer fangen an, sich mit den Spielern zu identifizieren, mit ihnen zu fühlen, zu bangen - und - höchstes Gelingen - etwas von sich selbst in ihnen wieder zu erkennen.

Vermutlich sind wir alle in diesem Beruf - Autoren, Regisseure, Intendanten, Programmplaner - weil wir uns nach etwas Unerfülltem sehnen, weil wir vielleicht an einem kaum gedachten, nie ausgesprochenen Heimweh kranken nach einer anderen Welt, in der Schönheit und Gerechtigkeit und Toleranz neben Aufgeschlossenheit und Wohlstand ihren Platz haben. - Nicht nach anderen Menschen - wer möchte sich schon anmaßen zu wissen, wie die zu sein haben!? - aber nach einem veränderten Klima, das die Seelen berührt, einer besseren Luft, in der Menschen verständnisvoller miteinander umgehen - eine Welt, der wir uns mit unserer Arbeit zu nähern versuchen, aber die - so hat man in jüngster Zeit immer öfter den Eindruck - wie eine Luftspiegelung in immer weitere Ferne dahinschwindet.

Ich liebe das Kino. Ich liebe das Theater und habe in den Jahrzehnten, die ich jetzt als Regisseur tätig bin, auch immer wieder dafür gearbeitet; aber vor allem bin ich ein Geschichtenerzähler im Fernsehen.

„Spiegel“ zu sein, „die abgekürzte Chronik des Zeitalters“, hat einst Hamlet den Schauspielern aufgegeben, und das sollte auch unsere Aufgabe sein: die Zuschauer zu unterhalten, ohne sie zu zerstreuen, sie eine Welt erleben zu lassen, die sie zu kennen glauben und von der sie dann doch noch einiges erfahren, was sie bisher nicht wussten; bevölkert von Menschen, die ihnen vertraut erscheinen und sich plötzlich anders verhalten, als sie es erwarten. Und plötzlich nehmen sie Anteil an ihren Verknüpfungen. Die Welt öffnet sich.

Mit Aufgeschlossenheit des Geistes und des Herzens, mit Anschauungskraft und Gestaltungsfreude, mit lebendigem, bejahenden Umfassen- und Begreifenwollen der Welt sollten wir mit so klaren, leidenschaftlich nüchternen und lebensfrohen Augen blicken können auf die Dinge wie Cezanne auf seine Äpfel und Birnen.

Wir alle wissen, dass Phantasie imstande ist, Welten zu öffnen und helfen kann, die Schwere des Daseins zu ertragen und zu bewältigen.

Aber wie das Wunder des alltäglichen Lebens beschreiben? Wie erzählen von den Schwächen der Menschen, ihrer Verführbarkeit, ihren Sehnsüchten und Ängsten? - Möglichst einfach und unmittelbar und unverfälscht und ohne falsche Rücksichtnahme - klar! Aber das Problem ist: im Leben wird nun mal nicht in jeder Minute geschossen, eine Liebeserklärung gemacht und man sagt auch nicht alle paar Sekunden ein paar gescheite Sachen. Die Menschen essen, trinken, schlagen sich durch's Dasein, reden recht häufig dummes Zeug, und während sie das tun, fügt sich ihr Glück und zerschlägt sich ihr Schicksal.

Nie darf sich unsere Arbeit - ob am Theater, beim Film oder Fernsehen - reduzieren auf eine Eins - zu eins - Wiedergabe der Wirklichkeit, sie ist immer Verwandlung. Indem der Künstler, ob er nun Schauspieler ist, Autor, Regisseur, Maler oder Bildhauer, den natürlichen Stoff anrührt, mit dem er arbeitet, muss sich der Stoff unter seinen Händen verwandeln und jene Form annehmen, in der sich jene gültige Beispielhaftigkeit entwickelt, die das Wesen einer künstlerischen Arbeit ausmacht. Deshalb kann kein Bereich unserer Tätigkeit bloß „natürlich, dokumentarisch, brav recherchiert“ sein.

Wirklich gelungen scheint mir eine Arbeit nur dann, wenn sie - aus ihrer jenseitigen Verwandlung zurückkehrend - die Selbstverständlichkeit der

Natur annimmt - ohne platt naturalistisch zu sein, da sie noch immer vom Atem einer anderen Welt bewegt wird.

„Realiser“ - verwirklichen - nannte Cezanne das, was einem Künstler nur in den seltenen, den ganz begnadeten und den schwer zu erstrotzenden Werken seiner Lebensarbeit gelingt. Es sind Werke, die dem Über-Wirklichen am nächsten kommen.

Nach Ausstrahlung meines letzten Films „Gier“ bin ich häufig gefragt worden, wie es möglich war, dass ich zwei Jahre vor Ausbruch der großen Finanzkrise mich schon mit dem Thema befasst hatte?

Leider verfüge ich nicht über hellseherische Fähigkeiten, aber die Veränderungen unserer Welt, unserer Gesellschaft hatte ich wahrgenommen: der Preis einer Sache war plötzlich wichtiger als ihr Wert; die glänzende Verpackung interessierte mehr als der Inhalt. Erfolg definiert sich zunehmend über Zahlen, über Auflagenhöhe einer Zeitung oder eines Buches, nicht über deren Qualität und Inhalte, über die Einschaltquote einer Fernseh-Sendung oder die Besucherzahl eines Kinofilms. Öffentlich-rechtliches und kommerzielles Fernsehen immer wieder gegeneinander auszuspielen und sich über die Unterschiede zwischen

beiden Systemen hinwegschwindeln zu wollen, halte ich für fragwürdig und ärgerlich.

Kommerzielles Fernsehen muss Denken in Ware sein, Show-Business, das Bemühen, mit dem geringstmöglichen Programm-Einsatz den grösstmöglichen Profit zu machen. Ein Film dient vor allem der Überbrückung von einer Werbeinsel zur nächsten.

Öffentlich-rechtliches Fernsehen dagegen ist, wenn es sich nicht als Kulturgut versteht, ein Missverständnis. Man kann nicht einfach zu den Leuten hingehen und fragen, was wollt Ihr sehen, wenn das, was sie vielleicht wirklich sehen wollen, etwas ist, was sie bislang noch nicht gesehen haben. Wie sollen sie dann darüber Auskunft geben?

So wie ein Politiker an Glaubwürdigkeit verliert, wenn er sich nur noch nach Umfragen richtet, so verliert ein Geschichtenerzähler an Glaubwürdigkeit, wenn er vor lauter Beflissenheit, nur ja den Zuschauer-geschmack zu treffen, vergisst, warum er seine Geschichte überhaupt erzählen wollte.

Manche Bereiche unserer Gesellschaft scheint die Sorge um Glaubwürdigkeit, um einen tadellosen Ruf nicht mehr zu quälen, sonst würde

sich doch zum Beispiel die Finanzwelt wohl kaum so ungeniert über das Urteil der Restwelt hinwegsetzen. Die wechselseitige Entfremdung hat zur Erstehung von Parallel-Welten geführt; die Kluft zwischen einer Unternehmerschicht, die diktatorisch über Arbeitsplätze verfügt, und dem Rest der Menschheit scheint unüberbrückbar.

In journalistischen Beiträgen, in Talkshows gelingt es Vertretern der Finanzwelt zwar noch, dem Rest der Gesellschaft klarzumachen, wie unentbehrlich sie sind, weshalb sie unbedingt mit dem Geld des Staates gerettet werden mussten, aber das Vertrauen ist verspielt; der Respekt ist dahin. Vielleicht dämmert es irgendwann denen, die da schon wieder so vergnügt und besinnungslos beim Tanz ums Goldene Kalb mithüpfen, dass sie mehr verloren haben, als noch so gigantische Bonuszahlungen aufzuwiegen vermögen.

Das Wort „Sünde“ scheint mittlerweile aus unserem Sprachgebrauch verbannt; es sei denn, eine Kirchenvertreterin setzt sich alkoholisiert ans Steuer ihres Autos - da sind die Sittenwächter und Pharisäer natürlich gleich auf den Barrikaden, und die selbstgerechte Empörung klingt ebenso verlogen wie das anschließende Mitgefühl.

Wenn von Sünde gesprochen wird, dann eher anerkennend: eine Sache oder eine Person ist „einer Sünde wert.“



Nach christlicher Definition vergeht sich ein Sünder nicht nur an seinen Mitmenschen, sondern auch an Gott .

„Ohne den Gedanken an Gott ist dauerhaftes moralisches Handeln nicht möglich“, meinte Immanuel Kant.

Aber wer an keinen Gott mehr glaubt und keine Strafe fürchtet, sieht auch keine Veranlassung zur Mässigung und anständiger Lebensführung. Die Menschen fürchten nicht mehr ewige Verdammnis und Hölle.

Geiz ist längst keine Todsünde mehr, sondern einfach nur geil; der „sündige Karneval“ kein Ausnahmezustand mehr, sondern eine Dauer-Veranstaltung kommerzieller Fernsehsender; der Neid ist zur aufrichtigsten Form der Anerkennung verkommen.

Zweifellos am salonfähigsten von allen Todsünden ist die Habgier. Salonfähig, weil Habgierige schwer zu enttarnen sind. Auf den ersten Blick wirken sie so tüchtig, ausgeschlafen, clever.

Und ist Gier nicht der Motor, die Antriebskraft unserer Wirtschaft? Schön, die Gier hat grade fast die ganze Welt gegen die Wand gefahren, aber war das nicht eher ein Unfall? Ein nicht zu verhindernder Schicksalsschlag?

Es ist doch nichts einzuwenden gegen normales Besitzstreben.

Ermahnt nicht die Bibel die Tüchtigen, doch gefälligst mit „ihrem Pfund zu wuchern“?

Und wo verläuft die Grenze zwischen der Verfolgung gesunder Eigeninteressen, die die Gesamtwirtschaft ankurbeln, und der Raffgier, die sie bedroht und zerstört?

Grossmäulige Vermögensberater, kaltschnäuzige Hochstapler wie Jürgen Harksen - einem der Vorbilder für die Hauptfigur meine Films „Gier“ - oder auch der absolute Weltmeister der Betrüger - Bernie Madoff - konnten sich getrost auf die Habgier ihrer Kundschaft verlassen.

Natürlich waren sie selbst auch habgierig und verprassten das Geld ihrer Anleger, die sich über die Großzügigkeit ihrer Gastgeber wunderten, ohne sich klarzumachen, dass sie es waren, die diese Großzügigkeit finanzierten. Anbetend und blind gläubig folgten sie ihrem Guru, stolz, zum auserwählten Kreis seiner Jünger zu gehören.

Die Geprellten standen Schlange, um sich ausnehmen zu lassen. Erfolgreiche Geschäftsleute, bekannte Künstler, Journalisten, Banker, reiche Erben, wohlhabende Pensionäre, die ihre Altersbezüge etwas auf-

stocken wollten, sie alle glaubten den aberwitzigsten Rendite-Versprechungen, angetrieben alle von derselben Motivation: sie wollten mehr, als sie schon hatten. Genug ist zu wenig.

Bei meinen Recherchen gestand mir ein sehr erfolgreicher Unternehmer, ganz begriffen habe er die Geschichte von dem sagenhaften Investment des Jürgen Harksen nie: Aber er habe nicht nachfragen wollen; wer steht schon gern als begriffsstutzig da, als einer, der neue, kühne Finanzkonstruktionen nicht durchschaut. Um Harksen waren ja immer so viele kompetente Leute; bestimmt hatten die nachgefragt, alles genau überprüft und begriffen. Wenn die ihm also vertrauten, war doch jeder Zweifel überflüssig. Also konnte man sich getrost beteiligen. Hauptsache, man war beim großen Reibach dabei.

Anders ist es vermutlich bei den Landesbanken, als die ins Desaster steuerten, auch nicht zugegangen. -

Wir ahnen das Kommende, aber wir wissen es nicht. Wer hätte schon den törichten Mut, zu glauben, dass die Grundfesten der Welt erschüttert werden, und Theater und Fernsehen vermöchten vorauszusehen, was sein wird. Noch weiß das niemand. Auch nicht Politiker.

Die Krise hat nur mal wieder gezeigt, wie fragwürdig Prognosen sind. Die haben eine ähnliche Trefferquote wie früher die Wahrsagerei.

Ganz sicher vermag Kunst keinen Ausweg zu weisen aus Krisenzeiten, aber sie sollte auf der Suche nach Auswegen begleiten, auf der Suche nach einer neuen Werteskala, ohne die eine Gesellschaft ihre Mitte verliert.

Eigentlich ist ja gar nichts einzuwenden gegen heitere Zerstreuung, Heile - Welt - Geschichten, Krimis, Familienschnulzen und Albernheiten. Zuschauer haben ein Recht, sich am Ende eines von Problemen und Sorgen belasteten Tages in eine andere, bessere, heitere Welt entführen zu lassen. Es kommt nur, meine ich, auf die Dosierung an.

Problematisch ist ja nicht, wenn uns belanglose Themen heiter zerstreudend dargeboten werden, problematisch wird es, wenn jedes Thema zunehmend zur belanglos heiteren Zerstreuung verkleinert wird, und die Anforderungen an das Auffassungsvermögen des Zuschauers immer minimaler werden.

Sind Fernsehanstalten Dienstleister, die bereitwillig dem Massengeschmack nachzugeben haben, weil sie ja von den Gebühren dieser Masse finanziert werden? Oder umgekehrt: sind sie so etwas wie eine

Kontrollinstanz, die die zuweilen trägen und bequemen Zuschauer zu ihrem Glück zwingen?

Auch auf die Gefahr hin, dass ich nur das wiederhole, was Sie von mir schon in irgendeiner Talkshow gehört haben: wenn einer zu faul zum Kauen ist, muss man ihn hin und wieder zum Kauen zwingen, statt ihm nur Breichen zu servieren, weil ihm sonst irgendwann die Zähne ausfallen.

Aber was ist, wenn die Zuschauer nicht folgen? Hat der Konsument immer recht?

Mit dem Rechthaben ist das ja so eine Sache.

Das erinnert mich an einen jüdischen Witz. Ein Kaufmann beklagt sich beim Rabbiner über seinen betrügerischen Teilhaber. Der Rabbiner hört

aufmerksam zu und sagt schließlich: „Du hast recht.“ Am Nachmittag erscheint der Teilhaber und schildert ihm denselben Sachverhalt aus seiner Sicht. Der Rabbiner wägt das Gehörte und entscheidet zuletzt: „Du hast recht.“

Die Frau des Rabbiners, die vom Nebenzimmer aus alles mit angehört hat, stellt ihren Mann zur Rede: „So geht das nicht: entweder hat der eine recht oder der andere; beide können doch nicht gleichzeitig recht

haben.“ Daraufhin schaut der Rabbiner seine Frau an und sagt: „Du hast auch recht.“

Wie aussagekräftig war es beispielsweise für die Malerei, dass über viele Jahrzehnte lang in zahlreichen deutschen Wohnzimmern kaum ein anderes Motiv häufiger hing als der röhrende Hirsch? Soll man daraus schließen, dass nun dieses Gemälde mit der idyllischen Waldlichtung und dem röhrenden Hirsch in der Mitte das beste Bild überhaupt ist, dass es Maßstab werden muß für Malerei schlechthin, weil es nun mal am häufigsten gekauft und aufgehängt wurde?

Oder läßt sich etwa mit der Beliebtheit der Volksmusik gegen die teure, hochsubventionierte Oper argumentieren?

Huxley hat die schreckliche Vision beschrieben, dass in der „Schönen neuen Welt“ die Menschen nicht daran leiden, dass sie sich nur noch amüsieren, statt nachzudenken, sondern dass sie nicht mehr wissen, worüber sie sich eigentlich amüsieren und wann sie aufgehört haben nachzudenken.

In diesem Alptraum wäre auch - ich will mal ins Extrem gehen - unser Gesellschaftssystem gefährdet, denn wenn Demokratie nur funktioniert, solange Menschen sich unabhängig und frei eine eigene Meinung bilden,

und die bei Wahlen dann zum Ausdruck bringen, was passiert, wenn eine zunehmend wachsende Mehrheit weder daran interessiert noch imstande ist, sich eine eigene Meinung zu bilden?

Das Fernsehen ist im Augenblick mit den vielleicht gewaltigsten Herausforderungen und Veränderungen seit seiner Erfindung konfrontiert: es verliert zunehmend Zuschauer an das Internet, die Sendeanstalten verlieren die Programmhöhe über den Fernsehabend; das gemeinsame Fernseherlebnis, das tags zuvor und danach noch Gesprächsstoff lieferte, wird immer seltener.

Nach wissenschaftlichen Untersuchungen zappen Zuschauer im Schnitt alle 10 Minuten weg, auch, wenn ihnen ein Film gefällt, bloss um sich zu vergewissern, was sie gleichzeitig auf anderen Kanälen versäumen.

Da haben es Filmregisseure im Kino besser; die können sich darauf verlassen, dass ihre Zuschauer die beim Kartenkauf einmal getroffene Entscheidung in der Regel auch aussitzen.

Mit ähnlichen Veränderungen wie das Fernsehen ist eine von signifikantem Personalabbau bedrohte Presse konfrontiert.

„Kritiker und Zeitungen leiden heute genau unter dem Quotendruck, den sie so gerne beklagen, wenn sie die Pilcherisierung des Programms anprangern. Sie selbst müssen ihre Kritiken als Events anlegen, sie müssen auf Teufel komm raus unterhalten, sie sind vielfach eher Entertainer als Kritiker; sie verhalten sich zu ihrem Gegenstand wie Dieter Bohlen sich zu den Kandidaten seiner Casting-Show verhält, sie klopfen Sprüche“, so der vom Adolf-Grimme-Institut in diesem Jahr ausgezeichnete Journalist Torsten Körner. Mit Betroffenheit beschreibt da ein Journalist, wie inzwischen Häme und Bösartigkeit unter seinen Kollegen zum normalen Umgangston geworden sind. Vielfach scheint es nicht mehr um eine Sache zu gehen, sondern nur noch darum, eine Sache niederzumachen; so, als wären alle von einer Art „Bohlen - misierung“ befallen.

Wie ist es denn zu bewerten, meine Damen und Herren, wenn eine bislang seriöse Zeitung über die letzte „Wetten-dass“-Sendung berichtet und Thomas Gottschalk mit seinen Gästen Sophia Loren und Kevin Costner als „Gammelfleisch“ auf der Couch bezeichnet? Gammelfleisch! Wo endet das? - Und wann?

Anstand, gegenseitiger Respekt, Achtung vor einer Lebensleistung sind offenbar auf der Strecke geblieben.



Nicht mehr die Berichterstattung über ein Ereignis scheint im Vorderrund zu stehen, sondern die Skandalisierung dieses Ereignisses.

Ob in der Politik, in den Medien - Hauptsache, jede Woche wird eine neue Sau durch's Dorf getrieben.

Neulich hat mich ein Schauspieler gefragt: „Sind die anständigen Zeiten vorbei? Oder muss man nur ein paar Jahre abwarten, um wieder anständige Zeiten zu erleben?“

„Die kommen nicht mehr“, seufzte ein anderer, und ich sah plötzlich die ungeheuere Traurigkeit in seinen Augen. Die beiden sprachen nicht von Rekordverschuldung oder Anstieg der Arbeitslosenzahlen.

Es waren Schauspieler über 60. Gammelfleisch!

Die Welt, die sie geliebt haben und in der sie geliebt wurden, ist unwiderbringlich dahin. Und zu dem, was kommt, möchten sie gar nichts mehr beitragen. Gammelfleisch!

Ihre Worte werden nicht mehr gehört. In keiner Sprache. Sie sind heimatlos, vertrieben von den Altersrassisten, denen es an Phantasie fehlt, sich vorzustellen, dass sie selber mal alt werden könnten, wenn sie denn nicht vorher sterben.

Niemand hat meines Wissens nach gegen die Formulierung

„Gammelfleisch“ protestiert. Wer möchte auch Gottschalk verteidigen?

Er ist ja im Quotentief. Dass er gegen die Olympiade mit besonders spannenden Schlusskämpfen antreten musste und auch Bohlen deswegen Zuschauer einbüsste: wen interessiert's. Nicht Bohlen - Gottschalk hat den Makel des fast Sechzigjährigen! Gammelfleisch im Quotentief! – Da bleiben viele doch lieber auf sichere Distanz zum Attackierten. – Aber soll das unter dem Druck der Krise normaler Umgangston werden?

Oder die als völlig berechtigt bezeichnete Bspitzelung von Politikern und Personen des öffentlichen Lebens? Das alles entsteht auf dem selben verseuchten Boden.

Bekanntlich stecken auch renommierte, überregionale Zeitungen gegenwärtig in den roten Zahlen. Niemand weiss, wann sich das ändert. Ob überhaupt. In den Sturmfluten der großen Krise ringen viele Journalisten ums Überleben und um ihren Job. Kann man denen überhaupt noch Verständnis, den unbestechlichen Blick auf die Zeitläufte und unvoreingenommene Stellungnahme abverlangen? - Vielleicht benötigt anständiger Journalismus irgendwann ähnlichen staatlichen Schutz, wie ihn die Banken unlängst erfahren haben. - Unter dem Druck der großen Krise müssen offenbar Qualitätsansprüche immer mehr der Kostennutzungs-Rechnung weichen: was kostet ein Artikel, was bringt er? Immer mehr Zeitung soll von immer weniger Journalisten hergestellt werden.

Ähnlich wie beim Fernsehen - immer mehr Programm in immer kürzerer Zeit von immer weniger Mitarbeitern.

Da ist Differenzieren ein mühseliges, zeitraubendes Geschäft. Es verreisst sich halt unterhaltsamer. Und vor allem schneller.

Aber gilt denn nicht auch heute noch der Satz Hölderlins: „Die Zeit ist buchstabengenau und allbarmherzig.“

Buchstabengenau! Es wird alles verzeichnet, es bleibt nichts ungewogen; jegliches wird durch die Zeit in die rechte Ordnung versetzt.

Die grausame Zeit ist zugleich allbarmherzig.

Jede Szene, die das Licht der Scheinwerfer beleuchtet - ob im Film oder auf der Bühne - ist ein Risiko. Die Arbeit von Theater- oder Filmregisseuren ist angreifbar; ihre Fehler und Irrtümer sind weithin sichtbar. Ähnlich wie die von Politikern. Wer auf Nummer Sicher gehen will, gehört nicht in diese Berufe.

Aber wenn die Flut des Geschriebenen, die permanente Meinungsdiarrhö, unter der unsere Gesellschaft leidet, weiter durch On-line-Angebote ins Unermessliche steigt,

wenn Journalisten bei dem mörderischen Druck, dem sie unterworfen sind, kaum noch Zeit zur Besinnung bleibt, wenn kaum noch stört, dass einer den Takt vorgibt und die Tonart, und zahllose andere von ihm abschreiben, wenn Wohlwollen, Mitgefühl und Zärtlichkeit nicht mehr zählen, Meinungen so schnell wechseln wie die Windrichtung, das Gerechte ins Selbstgerecht mutiert, das wägende Urteil, wenn es denn opportun erscheint, ganz schnell in den Verdammungsspruch, dann darf die zunehmende Wirkungslosigkeit von Geschriebenem auch nicht verwundern?

Bleiben nicht Bereitschaft zum Verstehen, die unvoreingenommene Berührung mit der Welt, mit der leibhaftigen Wirklichkeit, die milde Leuchtkraft von Güte und Menschlichkeit, weit mehr im Gedächtnis als Kältherzigkeit, Wut und Bitterkeit?

Wenn bei Olympischen Spielen nur noch der Sieg zählt, wenn die Geschichte hinter der Geschichte niemanden mehr zu interessieren scheint, das Begreifen-wollen und Durchdringen einer Niederlage, die Kraft, sich wieder aufzuraffen, trotz allem, mit nicht erlahmender Leidenschaft, wenn Verlierer gedankenlos beiseite geschoben werden, weil eigentlich nur Gold zählt, Gold, die Goldmedaille, dann ist

Menschlichkeit längst an der Garderobe abgegeben worden und Mitgefühl auf der Strecke geblieben.

„Nein“, sagt der Zwerg im „Rumpelstilzchen“ der Brüder Grimm - „lasst uns vom Menschen reden. Etwas Lebendiges ist mir lieber als alle Schätze der Welt.“

Vom Menschen, seinen Irrtümern, seiner Kraft, seinen Niederlagen.

Dostojewski hat die Chance von Niederlagen gepriesen:

ein Apfel, der am Baum hängen bleibt, verfault am Ast, aber aus dem Apfel, der herunterfällt, auf den Boden, wächst womöglich ein neuer Baum.

„Karriere“ ist etwas Vordergründiges.

„Entwicklung“ ist das Wesentliche, sowohl im künstlerischen Schaffen wie im Leben.

Entwicklung. Metamorphose. Gestaltwerdung.

In seiner endgültigen Gestalt ist ein Geschöpf nicht nur zeugungsfähig, sondern zugleich zum Tod verurteilt.

Jeder Schritt zur Reife bedeutet einer von vielen Schritten zum Tod, der für diejenigen, die nicht wie die Austern dahindämmern, eine Mündung ist in ein womöglich verwandeltes, erhöhtes Leben, ein Schritt über die Existenz hinaus in Allgütige, Allverbindliche.

„Weisheit“, sagt Zuckmeyer, „steigt nicht mit dem Springbrunnen des Intellekts empor, sie ruht im Grundwasser der Seele.“

Glauben wir an den Zufall, dem man gewöhnlich das Adjektiv „blind“ beifügt, oder doch lieber an eine Schöpfungsmacht, an einen kosmischen Schöpfungsprozess, der es auf den Menschen abgesehen hat?

„Möge es so sein oder nicht so sein - es wäre gut, wenn Menschen sich benähmen, als wäre es so.“ Dieser Satz ist von Thomas Mann.

Mir ist schon klar, dass heutzutage kein Unternehmen mehr überleben kann ohne Berücksichtigung ökonomischer Gesichtspunkte. Aber eine Gesellschaft, in der der Wert des Menschen nur noch nach der Dicke seiner Brieftasche gemessen wird, steuert, fürchte ich, genau auf jenen Abgrund zu, an den Finanzmärkte die Welt manövriert haben, als sie jahrelang nur noch auf glänzende Verpackung schauten und nicht mehr auf Inhalte. - Das Versprechen „hic tua res agitur“, „Hier wird deine Sache abgehandelt“ - bei alten Theatern noch über dem Portal in Stein gemeißelt, sollten wir zu erfüllen versuchen, ob wir nun Film machen oder Fernsehen oder Theater.

Die Wünsche der Menschen nach Erheiterndem und Entspannendem, aber auch nach Erhebendem und Fordernden gilt es wahrzunehmen, gegen das Publikum geht auf Dauer gar nichts, aber wir dürfen es herausfordern, genauso wie wir uns selbst herausfordern, damit wir beweglich bleiben und uns entwickeln können, Schauspieler, Regisseure, Autoren und ihre Zuschauer, damit wir uns gegenseitig bewahren vor Abnutzung und Erstarrung. Und ganz sicher gilt das auch für Politiker und ihre Wähler.

Wenn ich persönlich irgendwann - nach Sinn und Zweck meiner Arbeit befragt, antworten dürfte: „Ich habe versucht, fern - zu sehen - ins Weite zu schauen - und was dahinter ist“, wäre ich zufrieden.